

Peter Brandt

**SICH ÄNDERN,  
UM SICH TREU ZU BLEIBEN**

Erinnerungen  
und Begegnungen



### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0712-0

Auch als E-Book erhältlich: ISBN 978-3-8012-7073-5

Copyright © 2026 by  
Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH  
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn  
Tel. 0228/18 48 770 / [info@dietz-verlag.de](mailto:info@dietz-verlag.de)

Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Bildrechte im Bilderteil: S. 2 unten: © Keystone SDA; S. 3 unten: © Associated Press; S. 4 oben: © picture-alliance/Sammlung Richter; S. 4 Mitte: © Haus der Geschichte, Ludwig Binder; S. 6 Mitte: picture-alliance/dpa; S. 6 unten: picture-alliance/United Archives | kpa Keystone; S. 8 Mitte: Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte; alle übrigen Bilder: © Privat.

Umschlag: Antje Haack, Hamburg  
Umschlagbild: © Felix Noé  
Satz: Rohtext, Bonn  
Druck und Verarbeitung: Schleunungdruck GmbH,  
Elterstraße 27, 97828 Marktheidenfeld

Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 2026

Besuchen Sie uns im Internet: [www.dietz-verlag.de](http://www.dietz-verlag.de)

# ***Inhalt***

<b>Geleitwort</b> .....	<b>7</b>
<b>Kapitel 1</b>	
<b>Geborgene Kindheit in unruhiger Zeit</b> .....	<b>11</b>
<b>Kapitel 2</b>	
<b>Schulzeit</b> .....	<b>43</b>
<b>Kapitel 3</b>	
<b>Zweimal jugendbewegt</b> .....	<b>62</b>
<b>Kapitel 4</b>	
<b>Jugendleben in West-Berlin</b> .....	<b>72</b>
<b>Kapitel 5</b>	
<b>Geschichte – vom Hobby zur Wissenschaft</b> .....	<b>89</b>
<b>Kapitel 6</b>	
<b>Studentenbewegung, Jugendradikalisierung und Außerparlamentarische Opposition</b> .....	<b>106</b>
<b>Kapitel 7</b>	
<b>In der Redaktion des Neuen Roten Turms und vor Gericht</b> .....	<b>148</b>
<b>Kapitel 8</b>	
<b>Im Bann des »revolutionären Marxismus« (Trotzkismus)</b> .....	<b>163</b>
<b>Kapitel 9</b>	
<b>Im Institut für Geschichtswissenschaft der Technischen Universität Berlin</b> .....	<b>189</b>

Kapitel 10	
<b>Politische Neuorientierung ohne Scheuklappen</b>	<b>208</b>
Kapitel 11	
<b>Friedensbewegung, politische Emanzipation und »deutsche Frage«</b>	<b>226</b>
Kapitel 12	
<b>Deutschland – einig Vaterland</b>	<b>250</b>
Kapitel 13	
<b>Geschichte lehren im Fernstudium</b>	<b>272</b>
Kapitel 14	
<b>Wissenschaft und historisch-politische Bildung jenseits des Lehrstuhls</b>	<b>300</b>
Kapitel 15	
<b>Im sozialdemokratischen Kosmos</b>	<b>310</b>
Kapitel 16	
<b>Neuer Wein in alten Schläuchen oder Neubeginn?</b>	<b>334</b>
Kapitel 17	
<b>Lebensgefährtinnen und Kinder, Kern des Daseins – und das letzte Kind hat Fell</b>	<b>364</b>
Kapitel 18	
<b>Abschied</b>	<b>390</b>
<b>Nachwort</b>	<b>403</b>

# Geleitwort

Wer ein autobiografisches Buch schreibt, nimmt an, dass das Mitgeteilte für eine nennenswerte Zahl lesender Menschen von subjektivem Interesse sein wird, weil sie dort etwas zu finden hoffen, das für sie eine Bedeutung hat. Darüber hinaus und vorrangig hofft der Autor von Lebenserinnerungen, dass seine Schilderungen eine allgemeinere Bedeutung erlangen können, weil sie auf anschauliche Weise Episoden jüngst vergangener Zeiten und einige ihrer Akteure zugänglich machen. Das kann nur dann gelingen, wenn in einer Weise geschrieben wird, dass auch diejenigen den Weg des Verfassers nachvollziehen können, denen das meiste Geschilderte fremd ist.

Das vorliegende Buch beruht zum großen Teil auf der im Gedächtnis gespeicherten Erinnerung, ferner auf den von mir, allerdings nicht extensiv, aufbewahrten schriftlichen autobiografischen Zeugnissen, naturgemäß nicht nur privater Art. Manches ist verloren gegangen, so sind bei meinem Ausscheiden aus der FernUniversität in Hagen irrtümlich mehrere Ordner mit außerdienstlicher Korrespondenz weggeworfen worden. Das berufsbedingte Wissen des Autors über die Zeitumstände aufgrund einschlägiger Literatur- und Quellenkenntnisse sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

Für den Wissenschaftler, namentlich den Historiker, ist es immer wieder ernüchternd, mit welcher Unbekümmertheit in der Öffentlichkeit mit »Fakten« operiert wird. Dabei enthalten viele von dieser oder jener Seite angeführte »unumstößliche« Fakten bereits Deutungen. So wie die Historiker von der Vetomacht ihrer Originalquellen ausgehen, die meist unterschiedliche, aber nicht beliebige Schlussfolgerungen

zulassen, so ergeben sich Abfolgen und Zusammenhänge von Ereignissen nicht von selbst, sind nie selbstverständlich.

Dass es – beispielsweise – von 1914 bis 1918 zum Ersten Weltkrieg kam, wer zu welchen Zeiten daran beteiligt war, wie hoch die Kosten und die Menschenverluste waren, lässt sich feststellen beziehungsweise einigermaßen zuverlässig berechnen, jedenfalls recht realistisch schätzen. Ob es aber vor dem Beginn der Kampfhandlungen eine einzelne Aktion gab, die nahezu zwangsläufig das weitere Geschehen auslöste – sei es der deutsche »Blankoscheck« vom 5./6. Juli für Österreich-Ungarn, nach eigenem Gutdünken gegen Serbien vorzugehen, sei es die russische Mobilmachung vom 29./30. Juli im Anschluss an die österreichische Kriegserklärung an Serbien, sei es das offensive Vorrücken der deutschen Truppen gegen Frankreich seit dem 3. August unter Verletzung der Neutralität Belgiens gemäß den militärischen Planungen (Schlieffen-Plan), lässt sich mit dem simplen Hinweis auf gesicherte Fakten nicht beantworten. Insbesondere die hier wie in anderen Fällen in der Regel komplizierte Frage nach einer »Kriegsschuld«, besser: der Hauptverantwortung, erfordert eingehendere Forschungen und Erwägungen, nicht zuletzt im Hinblick auf die Vorgeschichte und den weltpolitischen Zusammenhang.

Das sind keine Einwände gegen das Bemühen um eine möglichst präzise Rekonstruktion des Faktischen, im Gegenteil, es soll nur deutlich gemacht werden, dass auf dieser Grundlage unterschiedliche, manchmal sogar gegensätzliche Interpretationen möglich sind. Auch demjenigen, dem die Disziplin Statistik fremd ist, wird gelegentlich auffallen, wie großzügig und manchmal beliebig im politischen Streit mit Zahlen und deren Kausalitäten umgegangen wird. Und bei Meinungsumfragen kommt es zum Beispiel maßgeblich darauf an, wie die Fragen formuliert werden. Deshalb ergeben sich oft Meinungsbilder, die schwer zusammenzupassen scheinen. Und selbst wenn mit größter Sorgfalt gearbeitet wird, zeigen sich unter Umständen Diskrepanzen,

die logisch nicht aufzulösen sind, weil die »Volksstimmung« vielfach uneindeutig, sogar in sich widersprüchlich ist.

Dies ist kein fachwissenschaftliches Buch, aber einige der angedeuteten Probleme stellen sich auch hier. Die Versuchung des Autobiografen besteht darin, dem eigenen Lebensweg eine größere Folgerichtigkeit zuzuschreiben, als es der Realität entspricht. Menschen, die ihr Leben zum Thema machen, legen in der Regel Wert auf Folgerichtigkeit ihres Denkens und Handelns. Es reicht nicht, sich dieser Gefahr bewusst zu sein, denn selbst wenn es nicht beabsichtigt ist, sortiert das Gedächtnis das Vollbrachte und Geschehene neu. Der Mediävist Johannes Fried hat, Erkenntnisse der Gehirnforschung einbeziehend, der Problematik des »Schleiers der Erinnerung« 2012 ein aufschlussreiches Buch gewidmet, denn viele Quellensorten, mit denen Historiker arbeiten, beruhen ganz oder teilweise auf Erinnerung, auch solche, wo das nicht offenkundig ist, so zum Beispiel Protokolle von Sitzungen. Wenn ich versichere, an keiner Stelle bewusst verfälscht oder verzeichnet zu haben, bedeutet das nicht, dass das hier oder dort nicht unbewusst geschehen ist. Wie stets im Leben wird die unvermeidbare Gefahr, der man sich bewusst ist, immerhin besser beherrschbar.

Der Titel dieses Buches spielt auf die notwendigen Veränderungen des Denkens und Handelns im Verlauf eines, meines Lebens an. Ein radikaler Bruch, etwa ein Erweckungserlebnis, wird damit nicht suggeriert, und ich selbst nehme eher die verbindenden Stränge wahr. Eine Beschreibung meines individuellen Charakters dürfte heutzutage nicht wesentlich anders ausfallen als vor einem halben Jahrhundert. Wenn allerdings Menschen zu ihrem 70. oder 80. Geburtstag verkünden, sie würden rückblickend alle wichtigen Entscheidungen in gleicher Weise fällen, dann stehe ich dem ziemlich fassungslos gegenüber.

Eine weitere, hierher gehörende Bemerkung: Alle Menschen haben Vor-Urteile, sonst könnten sie sich in der Welt nicht orientieren. Der Unterschied besteht darin, dass manche wissen, es handelt sich um Vorurteile, und man muss imstande sein, sie zu überprüfen

beziehungsweise zu überdenken. Diese Differenz dürfte weitgehend identisch mit dem unterschiedlichen Ausmaß sein, in dem die jeweiligen Personen von Ressentiments geleitet werden. Intelligenz und/oder Bildung immunisieren nicht automatisch.

Das wird bestätigt durch die Neurowissenschaft: Der kognitive Deutungsrahmen bestimmt wesentlich mit, wie Informationen, namentlich politisch-weltanschaulicher Art, eingeordnet und bewertet werden. Gezielt manipulativ eingesetzt, weglassend, herunterspielend oder besonders hervorhebend, kann »Political Framing« den rationalen Diskurs, die offene Debatte nach argumentativen Regeln – ohnehin eine schwierige Angelegenheit, weil man stets Einzelbeispiele für nahezu alles und jedes findet; es geht um die richtige Gewichtung – zerstören und damit eines der Grundelemente zivilisierten und demokratischen Miteinanders.

Ich danke Alexander Behrens für das wie stets verständige Lektorat, Fiona Schmidt für die Hilfe bei der technischen Erstellung des Manuskripts, ebenso Maria Jänicke, Lothar Machtan und Andreas Weinberg für die kritische Lektüre größerer Teilmanuskripte, Wolfgang Kraushaar für die Gesamtdurchsicht und etliche hilfreiche Hinweise, schließlich meiner Frau Susanne, der ich dieses Buch widme.

PS: Dies ist kein Willy-Brandt-Buch, auch wenn Vater Willy naturgemäß verschiedentlich in ihm vorkommt. Wer sich für meine diesbezügliche Sichtweise eingehender interessiert, sei verwiesen auf den im selben Verlag 2013 erschienenen (Taschenbuchausgabe 2018) Essay »Mit anderen Augen. Versuch über den Politiker und Privatmann Willy Brandt«.

## Kapitel 1

# ***Geborgene Kindheit in unruhiger Zeit***

Am 1. Juli 1948 erhielt mein Vater, der einst mit dem Namen Herbert Ernst Karl Frahm geboren worden war, die deutsche Staatsbürgerschaft zurück, die die NS-Regierung ihm zehn Jahre zuvor aberkannt hatte. Zu seinem Schutz hatte ihm die norwegische Exilregierung 1940 die Staatsangehörigkeit Norwegens verliehen. Sein gebräuchlichster nom de guerre im Exil, Willy Brandt, der sein bisheriges erwachsenes Leben bestimmt hatte, wurde erst etwas später der offizielle Name. Meine Geburtsurkunde enthält noch den für einen Säugling kuriosen Eintrag »Peter Willy Frahm, genannt Brandt«. Meine 1940 in Norwegen geborene Halbschwester aus Vaters erster Ehe, Ninja, heißt bis heute Frahm. Ihre Mutter Carlota soll seinerzeit erstaunt gewesen sein, künftig den Namen Frahm zu tragen, denn ihren Ehemann in spe kannte sie nur als Willy Brandt.

Vater Willy, zunächst in der formalen Position eines norwegischen Militärattachés in Berlin, fungierte seit Jahresbeginn 1948 als Berliner Vertreter des SPD-Parteivorstands mit Sitz in Hannover, dessen stark dominierende Gestalt der Vorsitzende Kurt Schumacher war. Willys Hauptaufgabe war der Kontakt zu den Sozialdemokraten Berlins, zu den anderen politischen Kräften in der deutschen Hauptstadt und nicht zuletzt zu den vier Besatzungsmächten. Man stellte ihm und seiner Familie ein Haus in der Trabener Straße, nahe dem Halensee, zur Verfügung. Daran, wie generell an meine ersten Lebensjahre, kann ich mich, geboren am 4. Oktober 1948, mitten in der sowjetischen Blockade der westlichen Sektoren Berlins, kaum erinnern. Nach der westdeutschen Staatsgründung im Frühjahr und mit der ersten Bundestagswahl

im Sommer 1949 wurde Willy Brandt einer der Berliner Bundestagsabgeordneten, auf Veranlassung der Westalliierten nur indirekt gewählt vom Abgeordnetenhaus West-Berlins und ohne Stimmrecht. Außerdem arbeitete er als SPD-Parteijournalist, schrieb zudem für skandinavische Zeitungen und bereitete als »junger Mann« des charismatischen Bürgermeister Ernst Reuter seinen innerparteilichen Aufstieg vor.

Nach dem Tod des Reuter-Nachfolgers Otto Suhr wurde er 1957 Regierender Bürgermeister, nachdem er seit 1955 das Amt eines Präsidenten des Stadtparlaments ausgeübt hatte; den Berliner SPD-Parteivorsitz eroberte er 1958 in einer Kampfabstimmung gegen den traditionalistisch-sozialdemokratischen Haudegen Franz Neumann. Zuvor hatte er einen überzeugenden Sieg bei der Wahl zum Abgeordnetenhaus errungen. Von alldem bekam ich, obwohl kein Kleinkind mehr, nicht sehr viel mit, konnte mir auch nur vage vorstellen, womit der Vater beschäftigt war. Es musste aber wichtig sein, denn er war viel weniger zu Hause als die anderen Väter rundum. Über dessen Einkünfte wurde übrigens in der Familie nie gesprochen.

Als Vater am 3. Oktober 1957 vom Abgeordnetenhaus zum »Regierenden« gewählt wurde, gratulierte mir eine Lehrerin am nächsten Tag in der Schule auf dem Weg ins Klassenzimmer. Das fand ich irgendwie merkwürdig, weil es ja nicht mein Verdienst war. Dabei war ich derjenige, der am 4. Oktober Geburtstag hatte! Seitens der Eltern wurde jedenfalls nicht viel Gewese um die neue Stellung des Vaters gemacht.

Bruder Lars war am 3. Juni 1951 zur Welt gekommen, wie ich zweifellos ein Kind der Liebe. Es müssen die Schwangerschaft der Mutter und die Geburt des Bruders als Konkurrent gewesen sein, die mich in hohem Maß irritierten. Nachdem ich die ersten beiden Jahre ungewöhnlich umgänglich und lieb gewesen sein soll, war ich dann die folgenden Jahre extrem schwierig, sogar jähzornig – man hätte manchmal meinen Kopf unter kaltes Wasser halten müssen, um einen Anfall zu stoppen – und schwer zu ertragen. Das scheint dann im Alter von sechs

ziemlich plötzlich aufgehört zu haben. Lars, der etwas sanfter wirkte, und ich wuchsen zusammen auf, und ich entwickelte Bruderliebe.

Abgesehen von einer einige Monate dauernden Phase heftiger und häufiger Streitereien – wir waren wohl acht und fünf Jahre alt – wurden wir gute Freunde und verstanden uns fortan. Gelegentliche Konflikte gab es selbstverständlich weiterhin. Lars war ein Schatzbildner: Er hortete zum Beispiel in großem Umfang Süßigkeiten in einem großen Pappkarton; dabei wurden die diversen Leckereien teilweise steinhart, was ich als Provokation erlebte und eines Tages mit meinen »Kumpen«, wie Lars sich ausdrückte, die Sammlung plünderte. Darüber war er berechtigterweise empört.

Schon als Kind war Lars sehr auffassungsschnell, einfallsreich und kreativ. Mehr als einmal zog er zum Beispiel mit einem alten Grammophon durch die Siedlung und spielte Schallplatten vor, wofür er geringe Geldbeträge kassierte. Auch eignete ihm ein großes komödiantisches Talent. Im frühen Jugendalter brachte er sich selbst das Gitarrespielen bei und erreichte ein recht gutes Niveau. Matthias, der Jüngste der Brüder, geboren 1961, und ich kamen vor einiger Zeit zu dem Schluss, dass Lars von uns der Begabteste sei; zugleich ist er der Kompromissloseste im Verfolgen des ihm Wichtigen als Maler, Filmemacher und Autor. Es gab auch im Erwachsenenalter Phasen, da waren Lars und ich ganz eng miteinander vertraut.

Im Oktober 1961 kam Matthias zur Welt. Ein dreizehn Jahre jüngerer Bruder (so in meinem Fall) beziehungsweise zehn Jahre jüngerer Bruder (so bei Lars) wird nicht mehr als Konkurrenz wahrgenommen. Wir hatten keinerlei negative Gefühle dem »Kleinen« gegenüber – allenfalls ging er den älteren Geschwistern gelegentlich auf die Nerven, fast unvermeidlich. Ich jedenfalls war froh, dass die Aufmerksamkeit der Mutter ihren Schwerpunkt nun dort hatte. So kann man sagen, dass Matthias emotional relativ am meisten von der Mutter und relativ am wenigsten vom Vater erhalten hat, der inzwischen noch stärker eingespannt war.

Das materielle Niveau lag nach dem Umzug der Familie nach Bonn im Frühjahr 1967 (mich ausgenommen) noch einmal höher als in den letzten Berliner Jahren, aber der arme Matthias musste sich nun von – durchweg netten – Sicherheitsbeamten bewachen lassen, hatte also kein normales kindgemäßes Leben mehr. Angesichts dessen erscheint es mir beinahe verwunderlich, dass unser Bruder Matthias bei seinem außerordentlichen beruflichen Erfolg als Schauspieler völlig frei von Allüren und Größenwahn geblieben ist. Ich habe nur einen begrenzten Teil seiner Theateraufführungen, Kino- und Fernsehfilme gesehen, aber genug, um zu beurteilen, dass er ein wirklicher Schauspieler ist, also keiner, der sich in Variationen letztlich stets selbst spielt. Das schauspielerische Talent konnte man übrigens schon in seinen Kindertagen beobachten, wo es sich hauptsächlich in allerlei der Familie gekonnt und witzig dargebotenen Faxen ausdrückte. Wir verstehen uns sehr gut, nicht zuletzt deswegen, weil wir beide über uns selbst wie über andere – meist freundlich, manchmal sarkastisch – lachen können und uns dabei nicht allzu wichtig nehmen.

Auch Schwester Ninja, die Älteste von uns, gehörte, seit ich denken kann, zur engeren Familie, denn sie verbrachte ihre schulischen Sommerferien in der Regel, zumindest zeitweise, bei Brandts in Berlin. Dort hatte sie nicht nur ihren Papa, sondern auch eine mütterliche Freundin, denn zwischen Rut und ihr entwickelte sich eine enge menschliche Verbindung, die dauerhaft blieb. In unmittelbarer Nachbarschaft fand Ninja auch ihre lebenslang engste Freundin Heidi. Wenn ich versuchen sollte, Ninja zu charakterisieren, dann würde ich neben ihrer Klugheit und ihrem stets freundlichen Humor eine ausgeprägte allseitige Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft hervorheben. Hätten alle Menschen ein wenig mehr von ihr, dann stünde es besser um die Welt.

Kinder nehmen die Verhältnisse, wie sie sind, und halten sie erst einmal für normal. Doch auch im Rückblick erscheint mir das Familienleben im Hause Brandt, zumindest in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren, kaum ungewöhnlich, abgesehen davon, dass der Vater noch

weniger zu Hause war als andere Väter in der Siedlung. Wenn Vater Willy sich Zeit nehmen konnte, war er auch präsent. Das gilt für gemeinsame Unternehmungen der ganzen Familie, etwa einen Museumsbesuch, und ebenso für Ausflüge oder Spaziergänge des Vaters nur mit den Söhnen oder mit einem von ihnen. Ich soll ihn, wann immer sich eine Gelegenheit ergab, mit Fragen aus allen denkbaren Wissensgebieten gelöchert haben. Und andererseits erzählte ich ihm gern ausführlich von meiner jeweiligen Lektüre, zum Beispiel von dem Inhalt des Romans von Jules Verne: »Kurier des Zaren«.

In meinen frühen Kindertagen wurde noch zu Hause gesungen, und Vater Willy begleitete auf der Mandoline. Die Eltern sangen auch mit ihren Freunden, darunter mit einigen skandinavischen Journalisten und Diplomaten, die zeitweise in Berlin tätig waren, samt ihren Ehepartnern. Mein lebenslanges Lieblingslied, ein typisches Produkt der deutschen Jugendbewegung: »Wilde Gesellen, vom Sturmwind verweht ...«, war schon Vaters Lieblingslied. Die Ehefrau des schwedischen Journalisten Bo Jærborg, Astrid, bat mich Jahrzehnte später, ihr den Text aufzuschreiben; es hätte ihr so gut gefallen. Ungefähr zu dieser Zeit sprach Bruder Lars davon, sein Vater und beide Brüder seien im Innersten doch »Romantiker«. Ganz verkehrt dürfte das nicht sein.

Einen Führerschein hat Vater nie gemacht. Fahrversuche in den frühen Nachkriegsjahren, so Mutter Rut, hätten so wenig überzeugt, dass er von selbst davon Abstand nahm. Also war es Frau Brandt, die, nachdem sie 1957 die Fahrprüfung absolviert hatte, für die Familie den fahrbaren Untersatz steuerte; das war zunächst ein VW Käfer, dann ein Opel Kapitän. In seinen Ämtern stand zudem Vater Willy ein Chauffeur zu: Georg Maria Holly, für Lars und mich unser guter »Onkel Holly«, der sich viel mit uns beschäftigte und sogar Spielzeug für uns bastelte.

Über die väterliche Familie kann ich nicht viel berichten. Mein leiblicher Großvater, also der uneheliche, seinem Sohn unbekannt gebliebene Vater von Willy, war ein Hamburger Buchhalter, von dessen Existenz ich konkret erst im Erwachsenenalter erfuhr; es gab keinerlei Kontakt,

während mit der Lübecker Großmutter Martha, deren Wurzeln in der mecklenburgischen Landarbeiterschaft lagen, und ihrem Ehemann seit 1927, Emil Kuhlmann, einem ruhigen und gütigen, auch humorvollen Maurermeister, nicht nur ein regelmäßiger Postverkehr bestand; Oma und Opa wurden von der ganzen Familie mindestens einmal jährlich besucht, später auch von mir auf eigene Faust, im Frühjahr 1969 im Altersheim. Kurz danach starb Emil hochbetagt, einige Monate darauf auch Martha, die bereits Jahre zuvor einen Schlaganfall erlitten hatte.

Die beiden lebten jahrzehntelang in Lübeck in einem sehr einfachen Haus (Außentoilette ohne Wasserspülung), anfangs zusammen mit Willys Halbbruder Günter und einem weiblichen Pflegekind. Erworben worden war das Haus über eine Baugenossenschaft. Dazu gehörte ein großer Garten; aus dem konnten sie sich weitestgehend versorgen, zumal auch ein Hühnerstall vorhanden war, und zeitweise gab es ein bis zwei Schweine. Meine ersten großen Schulferien 1955 verbrachte ich bei den Großeltern in Lübeck. Dort gefiel es mir sehr gut.

Beide Elternteile kamen, sozial gesehen, von ziemlich weit unten, Rut immerhin aus sehr »ordentlichen« und emotional stabilen Verhältnissen, aufgewachsen als Halbwaise mit drei Schwestern unter der Obhut einer starken und schützenden Mutter nahe der ostnorwegischen Provinzhauptstadt Hamar (Kleinstadt nach deutschen Maßstäben), wo Großmutter Magnhild in einer Milchfabrik arbeitete. Ihren Ehemann, Kutscher und Chauffeur auf einem der größeren Höfe in der Umgebung, verlor sie und verloren die Kinder in ganz jungen Jahren: Tuberkulose, die Arme-Leute-Krankheit. Meine norwegische Großmutter starb nach mehreren überstandenen Schlaganfällen 1955 im Alter von gerade 65 Jahren, freilich nicht ungewöhnlich in der Zeit. Von ihr habe ich nur noch ein schwaches Bild vor Augen.

Zu ihren Schwestern hielt Mutter Rut, Jahrgang 1920, lebenslang engen Kontakt; sie hielten fest zusammen in Freud und Leid. Olaug, die Jüngste, war verheiratet mit Michael, der in der Flachbrotfabrik arbeitete, während Olaug in einem Laden der Konsumgenossenschaft verkaufte.